

Tapsiger Bär geht auf Zeitreise

Liedermacher Bernd Stelter erinnert sich im Rantastic an sein Teenie-Leben in den 70ern

Er wirkt selbst wie der tapsige Bär, der stolz auf seine drei Haare auf der Brust verweist, den er gleich zu Beginn besingt. So gut bekannt, dass das Publikum in der ausverkauften Kleinkunsthöhle Rantastic den Refrain mitsingt. Das Eis ist gebrochen, noch bevor es überhaupt entstehen konnte und einem entspannten Abend mit Liebes- und Trinkliedern, mit Erinnerungen an die eigene Teenie-Zeit in den 1970ern oder das Erleben der eigenen Kinder steht nichts mehr im Wege.

Der Kabarettist und Liedermacher Bernd Stelter präsentierte sein Programm „Wer Lieder singt, braucht keinen Therapeuten“, eine Feststellung, die

Ab und zu blitzt der Schalk durch

so durchaus zu unterschreiben ist. Abgeklärt sind seine Texte, für die er je nach Thema eine jeweils eigene Sprache hat. Schnoddrig, wenn es um die Reminiszenzen der Teenie-Zeit in den 1970er Jahren geht, mit der Bürste in der Parka-Tasche, die langen Haare eher ungewaschenen. Verschmitzt, wenn er einen frühen Sonntagmorgen mit Kleinkindern beschreibt und melancholisch, wenn er das Verschwinden der jugendlichen Körperformen beim Blick in den Spiegel konstatiert. Aber nur ein wenig, denn auch bei der Beschreibung der Auswirkungen von Genießen einerseits und Schwerkraft andererseits blitzt der Schalk durch.

Sein Liederabend wird im Rantastic vom Anfang bis zum Ende zu einer runden gelungenen Sache, der die Gäste anspricht und mitnimmt. Es sind ihre Themen, wenn er von den ersten Versuchen cooler Anmache erzählt und davon, was mit dem Eheleben passiert, wenn Kleinkinder die Familie aufmischen. Oder davon, wie es sich anfühlt, wenn die Kinder aus dem Haus sind, das Buch gelesen, das Fernsehprogramm bekannt und



GANZ IN SEINEM ELEMENT ist Bernd Stelter, wenn er seine Gitarre auf der Bühne im Rantastic spielt und dazu eines seiner Lieder singt.
Foto: Holbein

noch mal ein Buch gelesen. „Was haben wir denn da früher gemacht?“ lautet die Frage an die „geliebteste aller Ehefrauen“ und ein Versuch wird gestartet. Die-

se Ausflüge in die Intimsphäre verpackt er so knuffig, dass so mancher „Siehst Du?“-Blick gewechselt wird, dass es in keiner Phase voyeuristisch wird. Er ist

ganz liebevoller Gentleman, wenn er die „Nacht der Nächte“ mit seiner Ehefrau thematisiert oder emphatisch in einem Song beschreibt, wie er es liebt, ihr beim Genießen von Schokolade zu zusehen. Das erste Lied und das letzte Lied, das er geschrieben hat, hat der Liedermacher an diesem Abend für sein Publikum dabei und beginnt mit der Lagerfeuerromantik irgendwo an der Nordsee in jugendlich-unverkrampten Reimen. Enden wird er mit „Ich bin ein Clown“ und dieses Bild eines Schelmen, dem lächelnd runde Tränen über das kalkweiß geschminkte Gesicht rollen, trifft auf den ganzen Abend zu. Unwillkürlich lacht man, wenn er die Vorstellung auf

Knuffige Ausflüge in die Intimsphäre

die Spitze treibt, wie sich wohl eine Orgel – das ist der Instrumentenwunsch seiner Eltern für ihn gewesen – an einem Lagerfeuer in den Augen von Mädchen macht – gäbe immerhin ein lang brennendes Lagerfeuer.

Hat Mitleid mit dem 23-jährigen Studenten, der zusammen mit einem Kumpel sich intellektuellen Gedankenspielerien über die tollen Mädchen in der Kneipe hingibt – die mit den roten Haaren und dem kobaltblauen Pullover – und dann doch alleine nach Hause zieht und fühlt die Freude nach, dann doch eine wunderbare Frau „ganz für sich allein“ gefunden zu haben.

Das Erleben Berlins als eingemauerte Stadt „Ich wollte Ikarus sein“ und während einer beruflich wichtigen Geburtstagsparty der Mauerfall – all diese Erlebnisse werden zu Songtexten und Melodien, mal mit Gitarre, mal mit Klavier begleitet, und sind immer von seiner charaktervollen und ausdrucksreichen Stimme getragen, die ihm die Herzen zufiegen lässt. Ja, „Wer solche Lieder singt, der braucht keinen Therapeuten“.
Martina Holbein